

Die Werbung

Autor(en): **Schmid-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 38

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„weil die evangelischen Orte von den ringsum drohenden Kriegsgefahren bisher gnädig verschont geblieben sind“. Es wurde auch „für gut befunden, darauf zu denken, wie künftig jedes Jahr auf die gleiche Zeit in allen evangelischen Orten ein allgemeiner Fast- und Betttag angelegt und dem Herrn der Heerscharen mit demütigem Fußfall und geistlicher Bewaffnung gedankt werden könnte“. Am 9. April 1639 wurde der erste und am 19. August der zweite Betttag „zur Abwendung bevorstehender und künftiger Gefahren und nöten, zu Erhaltung des Segens Gottes und fortfallender wichtiger Geschäften, als mittel, Gott desto freudiger und geschickter und besser zu dienen“ gehalten. Von 1657 hinweg fiel dieser protestantische Betttag fast immer in die zweite Jahreshälfte und bekam damit auch den Charakter eines Erntedankfestes.

Es wäre aber unrichtig, zu glauben, die Buß- und Betttage seien auf die protestantische Bevölkerung beschränkt geblieben. Auch die katholischen Orte befohlen ab und zu Buß- und Bußgänge, ließen an solchen oft auch ein Kettengebet sprechen, wobei die Glieder der Gemeinde vom Priester in Gruppen geteilt wurden, die in vierstündiger Ablösung zu erscheinen hatten. Ueber das „große Gebet“ vom Jahre 1517 sagt die älteste erhaltene Handschrift: „dies nachgeschriebene gebet mag man beten und vollbringen für allen gebrechten der ganzen christenheit, es si von grohem insal der doten oder von dürinen oder von mißhellung und kriegen des ganzen lands“.

Im 18. Jahrhundert verblaßten die konfessionellen Gegenläufe immer mehr, so daß man am 16. März 1794 den allerersten wirklich eidgenössischen Betttag feiern konnte. 1797 kam ein Tagsatzungsbeschluß zustande, jährlich einen eidgenössischen Betttag zu halten, ihn auf einen Sonntag im September festzusetzen. 1798 erschien zum erstenmal eine Betttagsproklamation für das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft, verfaßt von Minister Stapfer. Später wurde man über den Tag der Abhaltung nicht einig. Die Protestanten wollten den Betttag an einem Werktag feiern, die Katholiken dagegen wollten die Zahl der Feiertage nicht vermehren. Im Jahre 1817 wurde ein bestimmtes Datum festgesetzt, für die Reformierten je der zweite Donnerstag im September, für die Katholiken der darauffolgende Sonntag. Die Betttage waren also konfessionell getrennt, bis der glückliche Beschluß vom 1. August 1832 diesem Zustand ein Ende machte.

Die Werbung.

Von Frieda Schmid-Marti.

„Dein Antrag überrascht mich“, sagt Marliße Walter zu ihrem Freier, der in beklommenem Schweigen, die Hände auf dem Rücken, am hellspiegelnden Rirschbaumischrank lehnt. „Wie so denn, du hast mir doch am Sonntag zu kommen bedeutet.“ Franz Tormanns Augen lodern auf, und sein Mund wird schmal. Die hohe Gestalt redt sich noch höher. „Ja, das schon. Ich wollte dich etwas fragen“, sagte Marliße. Ihr Blick wird dunkel und brennend. „Ist es wahr, daß du mit dem Christener Marieli gehst?“ Das breithüftige Mädchen mit dem sommersprossigen Gesicht hebt langsam die Hand, öffnet sie, als ließe es etwas Wertloses zu Boden fallen. In aufregender Geringschätzung läßt es die Hand wieder sinken. Unbeschreibliche Verachtung liegt in der Gebärde. Dem Burschen steigt das Blut zu Kopfe. „Wer sagt, daß ich mit dem Marieli gehe“, braust er auf, „das Mädchen bedeutet mir nicht mehr als andere...“ Er dämpft die Stimme, redt herrisch die Hand und schaut Marliße Walter mit zwingendem Blick an: „Wollen wir's zusammen wagen, Marliße?“ Und mit einem Anflug von Trotz, weil er in diesem Augenblick an seine Armut denkt: „Schaffen will ich, dessen kannst du sicher sein.“ Atemlos, in folgender Spannung wartet er. Ein Brausen ist in seinen Ohren, ein vielstimmiges Getümmel und mitten in

dem brausenden Chaos seiner Gedanken der eine: Marieli? Vor wenigen Sekunden hatte er sie verraten, sie, die seiner Seele Labe und seiner Sinne Reiz und Freude war. — Etwas in seinem Innern erhebt sich. Es ist wie das Rieseln einer warmen Quelle. — Die galt es jetzt lahm zu legen. Für immer! — Er beißt die Zähne zusammen. Der Augenblick schwoll zu etwas Ungeheuerlichem, Feindlichem, brachte ihm aber vielleicht — vielleicht Erfüllung seines Traumes, den er nie auszudenken gewagt. Ihm schwindelt! — Da fällt die Entscheidung. Laut und vernehmlich kommt der Bescheid: „Ausbesonnen, Franz! Ich schlage ein. Wir brauchen dich auf dem Hof...“ Die feste, dralle Hand kommt über den Tisch hin. Zwei helle, ungerührte Augen schauen ihn an. Er schlägt ein... Ein ungeheurer Jubel befällt ihn. Die Freude will aus ihm brechen. Aber er meistert sich, tut, als ob das Jawort des reichen Mädchens ihn nicht überraschte. Er rechnet: vierzig Tucharten Schönstes Land und 10 Tucharten schlagreifen Wald und Marliße einziges Kind auf dem Quellenhof! Herrgott! Sein Herz klopfte wild. Sein Stolz schäumt auf. Seine Zuversicht steigert sich ins Maßlose. Ungestimmt greift die Freude in sein ehrgeiziges Herz. Er, der arme Kleinbauernsohn! Wie oft hatte er sich des kümmerlichen Betriebes geschämt. Und jetzt! Und jetzt — Er sieht das Mädchen an —, und fährt hastig auf. Marliße ist ja nun seine Braut... Sie erwartet gewiß etwas von ihm. Ihre Augen zeigen es ihm hinreichend deutlich. Er geht um den Tisch, beugt sich zu ihr nieder und legt den Arm um ihre Schultern. Mit verlangendem Lächeln blickt sie zu ihm auf. Unverhohlen gesteht sie ihre Liebe. Sie steht auf und lehnt sich zärtlich und schwer an den Burschen. Er spürt ihre ganze Zuneigung, spürt, wie sie sich das Recht seines Besitzes schon zugelegt hat. — Ein heißes Erschrecken jagt durch seine Glieder. Ihm graut vor der anschmiegenden Hingabe. — Schwer geht sein Atem. Wie in Angst. Ein Riß läuft durch seine sieghafte Freude. Hat er den Schritt vorbedacht? — Er begreift sich plötzlich nicht mehr so recht. Das ist nicht... Blizschnell kommen Vergleiche. Etwas Lichtes, Süßes, Glückliches und Schönes, das ihn — bis jetzt — zu Glückseligkeit und Freude emporgehoben, ersteht. Er sieht ein Antlitz, das er oft geküßt... Schwer und zermalmend liegt in diesem Augenblick sein Entschluß auf ihm. Mit geschlossenen Augen küßt er die Braut. Er nimmt sich zusammen und murmelt etwas von Beglücktsein und Dank. In ihm aber ist ein Rufen, ein verzweifertes Sichbäumen. Das Licht quält ihn trotz der geschlossenen Augenlider. —

Marliße schlingt die Arme um seinen Hals. Der Schmerz wächst. Aus allen Winkeln der Seele hervor wächst er. Er sieht sein ganzes Leben in der kalten, starren Klarheit vor sich. Dieweil er Küsse tauscht und Liebesworte erwidert, ist sein Gesicht verzerrt und durchsichtig vor Blässe. Schweigend schenkt er. — Mit einem Mal fühlt er die Schwere seines Entschlusses, das Tun und Denken lähmt. Ihm ist, als hätte ein Einsturz den Weg vom Gedanken zum Wort verschüttet. Der Mund redet nicht, was das Herz denkt. Von dieser Stunde an spaltet sich sein Wesen. Er trägt zwei Seelen in der Brust. —

Spät in der Nacht verläßt Franz Tormann das Haus seiner Braut. Kalt und trocken gleitet die schwere Eichtüre ins Schloß. Er steht in der hellen Nacht und schaut an dem rundbogigen, massigen Haus empor, das nächtlich noch größer und weitläufiger wirkt — und denkt an das kleine Armluthauslein drüben im Ried, wo Marieli wohne. — Die Größe und Hablichkeit des Quellenhofes berauschen ihn aufs neue, aber die Bedrängnis seines Herzens wächst. — Er meidet die Dorfstraße und geht durch Feldwege seinem Hause zu. Der Mond steht groß und klar in der blauen Sommernacht. Reifes Heugras duftet. Mannshoher Roggen streift ihn. Sein Reifegeruch schwellt durch die Nacht. Grillen zirpen. — Kühler Nachtwind streift erfrischend des Burschen Gesicht. — Vergeblich ringt er nach Fassung. Der

Gedanke seines Sieges macht ihn nicht froh. Sein heißer Wunsch, von dem einen, starken Gefühl für Marliſe übernommen zu werden, geht nicht in Erfüllung. Die beiden kämpfenden Gewalten in ihm streiten weiter, schlagen sich, trennen sich, überstürzen sich neu und fallen matt in sich zusammen.

Da steht Marliſens Haus, groß und weit, die bergenden Scheunen im Herbst gefüllt bis unters Dach, da steht Marliſe ſelbſt: klein, derbknochig, mit kühlen, ausdrucksloſen Augen, die doch zu heißen verſtehen ... mit dem breiten Mund, der begehrlieh ſein kann ... Er ſieht ſie lei bhaf tigt im Dunkel ſtehen, die Hand unter dem Kinn, wie ſie zu ihm auf ſchau t ...

Und die Andere: groß, blond, in weicher Anmut. Schön war ſie — mild — rein! Er ſieht den goldigen Schein ihres ährenblonden Haares, ihren Nacken in ſeiner warmen, ſchlaffen Rundung, den Mund — ach, den roten, warmen Kiſſenmund ... Er liebt das Herbe, Unnahbare an ihr, das ſo ſchwer zu erkämpfen war ... Er ſteht ſtill und ſeufzt. Neben ihm ſteht der große Eichbaum, der die Gemarkungen zweier Höfe ſcheidet, die mächtige Quelleneiche. Er lehnt ſich an den Baum, umſchlingt den Stamm, preßt ſein Geſicht in die harte, riſſige Rinde und weint ... Er denkt nicht weiter, jagt davon, erreicht ſchweißnaß ſein Haus und ſeine Kammer. Dort wirft er ſich ſchwer und ſöhnend auf das Bett. Er will ſchlafen und kann nicht. — Plötzlich überfällt ihn der Wunsch, Marieli zu ſehen. Er erliſcht nicht, brennt immer heißer. Die Unruhe wächſt. Das Verlangen wird glühender, verzehrender. „Feigling“, ruft ſein Inneres, „geh“, und bekenne, was du getan haſt.“ — Er ſtürzt ſich in die Kleider und ſtürmt davon.

In wilder Haſt jagt er über die nächtlichen Felder, zertritt achloſes Korn und Blumen, Gräſer und reife Früchte. Atemloſ ſteht er an Marielis Fenſter. Sein Herz pocht wild und ſtärker als die Hand, die ans Fenſter klopft und das Mädchen aus dem Schlafe ſchreckt.

Nicht lange, da geht das Flügelein auf. „Iſt es dich“, flüſtert die helle Stimme, und ängſtlicher: „Es hat doch nicht etwas gegeben?“ ...

„Ja, ich bin's“, ſagt der Burſche. Aber dann verſtummt ſein Mund. Kein weiteres Wort will über die Lippen. Nicht einen Gedanken findet er in ſeinem Hirn. Mit dem dumpfen Ausdruck lähmender Ratloſigkeit ſtarrt er das Mädchen an. — Endlich ſtürzt das Bekenntnis aus ſeinem Munde: „Du, Marieli ich habe mich mit der Marliſe Walter verlobt ...“ Grell und naht fallen die Worte. Ohne Umſchweife. Die Angſt jagt ſie jäh aus ihm heraus. — Eine Bewegung macht das Mädchen am Fenſter. Iſt es ein Halkſuchen? Franz Tormann ſieht es nicht, er hört nur das Geräuſch. Darauf wird es ſtill. Totenſtill. Er wartet ... Wartet ... Er erträgt dieſe Stille nicht länger. Er beugt ſich vor, um beſſer zu ſehen. Da gewahrt er Marielis Geſicht, im Schred erſtarrt, ihren vorwärts gekrümmten Leib, in dem gemartertes Leben aufſchrie, nach ſeinem Leben ſchrie! Stumm ſchrie ... Das Mädchen ſchweigt weiter, bewegt ſich nicht, ſtarrt immer nur in stummer Verſteinerung zu ihm hin. — Das Warten auf ein Wort aus dieſem gefrorenen Munde wird immer qualvoller. In dieſer Stille iſt etwas, das Franz Tormann nicht verſteht. — Plötzlich ſinkt Marieli aus der ſtarren Ruhe in ſich ſelbſt zuſammen, und liegt nun faſt über das Fenſterbrett gebeugt. Sie ſtützt beide Hände ſteil auf das Brett. Hilflos wiegt ſie den Körper hin und her und flüſtert jammernd etwas vor ſich hin. — Franz Tormann kann ſich nicht mehr halten.

Er iſt im Begriff, zu ihr hinzustürzen. Er will teilhaben an ihrem Leid, das er ihr zugefügt. Aber ſie ſtreckt flehend die Hände nach ihm und bedeutet ihm zu bleiben. — Wie angewurzelt verharret er. Verſchlingendes Chaos der Gedanken überbrauſt ihn von neuem. Und endlich, wie er ſich in der zerreißenden Stille nicht mehr zu helfen weiß,

tappt er plump mit einem Bekenntnis hinein: „Ich habe nur dich lieb, Marieli, aber ...“ Kraftloſ ſinkt ſein Kopf auf die Bruſt. —

Leiſe klirrt das Fenſter. Leiſe ſchließt es ſich ... Franz Tormann fährt auf aus dumpfem Brüten. „Marieli“, murmelt er. Er ruft es laut. — Das Fenſter bleibt geſchloſſen. Die Scheiben blinken kalt und feindlich in die helle, duſtgeſegnete Sommernacht. —

Die Quelle des Glücks.

10

Roman von Erich Kunter.

IV.

Der Vater Urſulas war nicht wenig beunruhigt, als man ihm ſeine Tochter in einem ſolchen Zuſtand brachte. Der Arzt erklärte ihm aber, es ſei kein Grund zur Beſorgnis gegeben; nur müſſe man eben in ſolchen Fällen vorbeugen, damit keine Lungenentzündung und ſonſtige unangenehme Folgeerſcheinungen hinzukämen.

Brüggemann ſah lange am Bett ſeines Kindes, das er über alles liebte, und dem zuliebe er allein noch gern lebte und ſtrebte.

Urſula lag in den erſten Stunden regungsloſ; der Vater hielt ihre Hand in der ſeinen.

Und dieſe Stunde am Bett ſeiner Tochter war eine ſehr wichtige für den hart ringenden und ſchwer bedrängten Mann. Er kam ſich plötzlich ganz klein und ärmlich vor. Alle Schätze, alle Vorrechte ſeines Poſtens, die verlockendſten Ausſichten gab er für die Atemzüge dieſes Menſchen mit Freuden hin. Wie lächerlich und das Ziel nicht lohnend waren doch ſeine Anſtrengungen, Kämpfe, Aengſte und ſchlafloſen Nächte. Würde er mit der Wimper zuden, wenn er alles verlöre und eines Tages als Bettler daſtünde — dafür aber das Herz ſeines Kindes behalten dürfte?!

Nein. Sein Kind war das Univerſum wert — das, was ſonſt um ihn herum ſpukte, aber nicht ſoviel, daß er es ſich auch nur ein graues Haar koſten ließ. Es war ſündhaft und vernunftwidrig, dieſe Dinge ſo an ſeinem Leben zerren zu laſſen und ſich mehr damit zu befaſſen, als unbedingt nötig war! —

Neue Kräfte und eine gewaltige Zuverſicht erfüllten die Bruſt des Mannes. Er fühlte, jetzt war er geſeit gegen alle bevorſtehenden Angriffe; er ſah ihnen getroſt entgegen. Das Schreibfräulein aus dem Bureau klopfte an und meldete, daß der Inſpektor zum Vortrag gekommen ſei.

„Herr Martin wolle auf mich warten“, ließ Brüggemann ausrichten.

Er blieb noch Minuten am Bett Urſulas ſißen. „Wie feig war ich doch“, dachte er, „ich habe es wahrhaftig nicht gewagt, dieſen Menſchen, der in der letzten Zeit auffallend reſpektloſ gegen mich iſt, zur Rede zu ſtellen. Ich habe es nicht gewagt, von ihm wegen offenbarer Mißachtung meiner Anordnungen Rechenschaft zu fordern. Aus reiner Furcht, den offenen Kampf mit meinen im Hinterhalt verborgenen Gegnern aufzunehmen. Denn ohne Zweifel: dieſer Mann iſt ihr Vorpoſten; er ſoll mich provoizieren. Aber jetzt will ich dem Kampf nicht länger ausweichen; ſie ſollen ihn haben.“

Er ging hinunter in ſein Arbeitszimmer. — Der Inſpektor war nicht da.

Brüggemann öffnete die Tür zum Bureau und fragte hinein: „Wo iſt Herr Martin?“

„Er iſt wieder fortgegangen“, antwortete das Schreibfräulein, „er ſagte, er habe Wichtiges zu tun und daher keine Zeit zu warten.“

„Aha!“ — Brüggemann ſah das Fräulein an. Kührend und beſchämend zugleich; dem Perſonal fiel es ſchon peinlich auf, wie ungehörig das Benehmen des Mannes ihm gegenüber war. Martin war ſicher nur mit der Bemerkung fortgegangen, er habe keine Zeit zu warten. In